

**DOUGLAS
PRESTON**

**LINCOLN
CHILD**

RELIQ

MUSEUM DER ANGST

Weltbild



Relic

Über die Autoren:

Douglas Preston, geboren 1956, arbeitete am Naturhistorischen Museum in New York und verfasste Sachbücher zu wissenschaftlichen Themen. Als er eines Nachts den befreundeten Verlagslektor Lincoln Child, geboren 1957, auf eine mitternächtliche Führung durchs Museum einlud, entstand die Idee zu *Relic*, ihrem ersten gemeinsamen Thriller. Seither setzte das Team seine erfolgreiche Zusammenarbeit fort. Der eine liefert den exakten wissenschaftlichen Hintergrund, der andere arrangiert die Spannungsbögen. Weitere Informationen rund um das Autorenduo Douglas Preston und Lincoln Child und ihre Thriller finden Sie im Internet: www.preston-child.de

Douglas Preston Lincoln Child

RELIC

Museum der Angst

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Thomas A. Merk

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel
Relic bei St. Martin's Press (Tor Books), New York.



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 1994 by Douglas Preston und Lincoln Child
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1995 by Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Übersetzung: Thomas A. Merk
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: shutterstock / © Marian Bulacu
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3- 98507-159-3

Für Charles Crumly
D. P.

*

Für Luchie –
du hast dich auf die Geschichte eingelassen.

Und zum Andenken an Nora und Gaga.
L. C.

Danksagung

Die Autoren danken folgenden Personen, die ihnen großzügig ihre Zeit und/oder ihr Fachwissen zur Verfügung gestellt haben, damit *Museum der Angst* zu dem werden konnte, was es jetzt ist:

Ken Goddard, Tom Doherty, Bob Gleason, Harvey Klinger, Anna Magee, Camille Klein, Dennis Kelly, Georgette Piligian, Michael O'Connor, Lou Perretti und Harry Trumbore.

EINLEITUNG

Im Amazonasbecken, September 1986

Als am Mittag die Wolken um den Gipfel des Cerro Gordo aufrissen und verschwanden, konnte Whittlesey hoch über sich sehen, wie das Sonnenlicht den Blätterkronen des Urwalds eine goldene Färbung verlieh. Irgendwelche Tiere – vermutlich Klammeraffen – tobten und schrien über seinem Kopf und ein Makao flatterte obszön kreischend herab.

Whittlesey blieb neben einem umgestürzten Jaranda-Baum stehen und wartete, bis Carlos, sein schwitzender Helfer, zu ihm aufschloss.

»Hier halten wir«, sagte Whittlesey auf Spanisch. »*Baja la caja*. Setz die Kiste ab.«

Whittlesey ließ sich auf dem Stamm des umgestürzten Baumes nieder und zog seinen rechten Stiefel und Socken aus. Dann zündete er eine Zigarette an und machte sich mit der Glut über die vielen kleinen Zecken her, die ihm wie ein dunkler Pelz Schienbein und Knöchel überzogen.

Carlos stellte ein altes Armeetragegestell ab, auf das umständlich eine hölzerne Kiste gebunden war.

»Öffne sie bitte«, sagte Whittlesey.

Carlos löste die Stricke, machte ein paar kleine Messingverschlüsse auf und nahm den Deckel der Kiste ab.

Innen war sie mit den Fasern einer einheimischen Pflanze gut ausgepolstert. Whittlesey entfernte eine Lage

dieses Packmaterials und brachte zwei Gegenstände zum Vorschein, eine kleine, hölzerne Pflanzenpresse und ein in fleckiges Leder gebundenes Tagebuch. Er zögerte einen Augenblick, dann nahm er aus der Tasche seiner Feldjacke eine kleine, aber wunderschön geschnittene hölzerne Tierfigur. Einen Augenblick lang hielt er das Kunstwerk in der Hand und bewunderte noch einmal, wie meisterhaft gearbeitet und unnatürlich schwer es war. Dann legte er es widerstrebend in die Kiste zurück, bedeckte alles mit den Fasern und befestigte den Deckel.

Danach holte Whittlesey aus seinem Rucksack ein leeres Blatt Papier, legte es sich auf die Knie und begann mit einem abgewetzten vergoldeten Kugelschreiber, den er aus der Brusttasche seines Hemdes zog, zu schreiben:

Oberlauf des Xingú
17. Sept. 1986

Montague,
ich habe mich entschlossen, Carlos mit der letzten Kiste zurückzuschicken und die Suche nach Crocker allein weiterzuführen. Carlos ist vertrauenswürdig und ich will nicht riskieren, dass die Kiste verloren geht, falls mir etwas zustoßen sollte. Besonders solltest du die Schamanenrassel und die anderen Ritualobjekte beachten. Sie scheinen einzigartig zu sein. Die kleine Holzfigur aber, die ich in einer verlassenen Hütte hier in der Nähe gefunden habe, ist der Beweis für das, wonach ich gesucht habe. Schau dir bloß die übertrieben großen Krallen an, die reptilischen Merkmale, die Haltung des Tieres, die darauf hindeutet, dass es auf

zwei Beinen geht. Die Kothoga existieren und die Mbwun-Legende scheint keine bloße Erfindung zu sein. Alle meine Aufzeichnungen befinden sich in meinem Tagebuch, das darüber hinaus eine umfassende Darstellung der Vorfälle enthält, die zum Auseinanderbrechen dieser Expedition geführt haben, von dem du natürlich schon erfahren haben wirst, wenn diese Zeilen dich erreichen.

Whittlesey schüttelte den Kopf und dachte an die Szene, die sich am Tag vorher abgespielt hatte. Dieser idiotische Bastard Maxwell! Nur daran interessiert, seine dummen Proben, über die er durch Zufall gestolpert war, so rasch wie möglich zurück ins Museum zu bringen. Whittlesey lachte leise vor sich hin. Uralte Eier, dachte Maxwell. Dabei waren sie nichts weiter als irgendwelche wertlosen Samenkapseln. Maxwell hätte vielleicht eher Paläobiologe als Anthropologe werden sollen. Was für eine Ironie, dass die anderen ihr Zeug eingepackt hatten und gegangen waren, als sie nur wenige Kilometer von *seiner* Entdeckung entfernt gewesen waren.

Nun, jedenfalls war Maxwell jetzt fort und die anderen ebenfalls. Nur Carlos und Crocker und zwei eingeborene Führer waren bei ihm geblieben. Und jetzt war nur noch Carlos da. Whittlesey wandte sich wieder seinem Schreiben zu.

Verwende mein Tagebuch und die Kunstgegenstände nach deinem Gutdünken und sieh zu, dass du damit meinen guten Ruf beim Museum wiederherstellen kannst. Vor allem aber kümmere dich um die kleine hölzerne Figur. Ich bin

mir sicher, dass sie für die Anthropologie von unschätzbarem Wert sein wird. Wir haben sie gestern durch Zufall gefunden. Sie scheint mir das Herzstück des Mbwun-Kultes zu sein, obwohl nirgendwo in der Nähe der Fundstelle Zeichen von weiteren menschlichen Behausungen zu finden waren. Das kommt mir merkwürdig vor.

Whittlesey hielt inne. Er hatte die Entdeckung der Figur in seinem Tagebuch nicht beschrieben und selbst jetzt sträubte sich sein Gehirn, sich daran zu erinnern.

Wenn Crocker sich nicht vom Weg entfernt hätte, um einen Jakamar besser beobachten zu können, hätten sie niemals den verborgenen Pfad entdeckt, der zwischen glitschigen, moosbewachsenen Felswänden steil bergab führte. Dann tauchte in dem feuchten Tal, in das fast kein Tageslicht mehr drang, verborgen unter uralten Matamata-Bäumen diese krude hingebaute Hütte auf ... Die beiden Botocudo-Führer, die ständig auf Tupian miteinander geschwätzt hatten, wurden plötzlich still. Als Carlos sie fragte, was los sei, murmelte einer von ihnen etwas vom Wächter der Hütte und einem Fluch, der jeden treffen würde, der es wagte, ihre Geheimnisse zu verletzen. Whittlesey hörte zum ersten Mal, wie sie das Wort Kothoga sagten. *Kothoga*. Die Schattenmenschen.

Whittlesey war skeptisch. Natürlich hatte er schon mal von diesem oder jenem ähnlichen Fluch gehört – mit schöner Regelmäßigkeit meistens dann, wenn die Träger mehr Bezahlung herauschinden wollten. Aber als er um die Hütte herumgegangen war, waren die beiden Führer spurlos verschwunden.

... und dann diese alte Frau, die aus dem Urwald gestolpert kam. Sie war vermutlich eine Yanoama, auf jeden Fall keine Kothoga. Aber sie kannte die Kothoga. *Sie hatte sie gesehen*. Auch sie brabbelte etwas von einem Fluch ... und als sie gleich darauf wieder verschwand, schien sie mit dem Wald zu verschmelzen wie ein einjähriger Jaguar und nicht wie eine uralte Frau.

Danach wandten sie ihre Aufmerksamkeit der Hütte zu.

Die Hütte ... Ganz behutsam erlaubte sich Whittlesey, sich daran zu erinnern. Sie war flankiert von zwei Steintafeln, auf denen das gleiche, auf seinen Hinterläufen sitzende Tier eingemeißelt war. Es hielt etwas in seinen Klauen, aber die Tafeln waren zu verwittert, um zu erkennen, was es war. Hinter der Hütte lag ein verwilderter Garten, eine bizarre Oase von leuchtenden Farben vor der grünen Eintönigkeit.

Der Boden der Hütte war etwa einen Meter in die Erde eingelassen, sodass Crocker sich fast den Hals gebrochen hätte, als er hinunterfiel. Whittlesey folgte ihm vorsichtig, während Carlos am Eingang kniete und wartete. Im Inneren war es dunkel und kühl und es roch nach verrotteter Erde. Whittlesey knipste seine Taschenlampe an und bemerkte die hölzerne Figur, die auf einem großen Erdhaufen in der Mitte der Hütte stand. Zu ihren Füßen lagen etliche flache, scheibenförmige Steine, in die merkwürdige Zeichen eingeritzt waren. Und dann richtete Whittlesey das Licht der Taschenlampe auf die Wände der Hütte.

Sie bestanden praktisch aus menschlichen Schädeln. Als Whittlesey sich ein paar davon in seiner unmittelbaren Nähe genauer ansah, bemerkte er tiefe Kratzer im

Knochen, deren Herkunft er sich nicht erklären konnte. An der Oberseite der Schädel gähnten gezackte Löcher und bei vielen war auch der Hinterkopf zerschmettert und der hintere Teil der Schädeldecke nicht mehr vorhanden.

Whittleseys Hand zitterte und die Taschenlampe ging aus. Bevor er sie wieder anschaltete, sah er, wie das Tageslicht durch Tausende von Augenhöhlen hereindrang und Staubflöckchen träge durch die dicke Luft schwebten.

Als sie die Hütte wieder verlassen hatten, sagte Crocker, er wolle einen kurzen Spaziergang machen – er müsse jetzt eine Weile allein sein. Aber er kam nicht mehr zurück.

Die Vegetation hier ist höchst ungewöhnlich. Die Zykadazeen und die Farne erscheinen mir fast urzeitlich, als hätte es sie schon vor dem Übergang von der Kreidezeit zum Tertiär gegeben. Schade, dass ich nicht mehr Zeit habe, um sie genauer zu untersuchen. Eine besonders faserige Art davon haben wir als Packmaterial für die Kisten verwendet. Wenn Jorgensen daran interessiert ist, kannst du ihn gerne einen Blick darauf werfen lassen.

In einem Monat werde ich hoffentlich mit dir im Explorer's Club sitzen und unseren Erfolg mit ein paar trockenen Martinis und einem guten Macanudo feiern. Bis dahin, das weiß ich, kann ich dir dieses Material und meinen guten Ruf getrost anvertrauen.

Dein Kollege Whittlesey

Er packte den Brief noch mit in die Kiste.

»Carlos«, sagte er dann, »ich will, dass du diese Kiste zurück nach Pôrto de Mós bringst und dort auf mich wartest. Wenn ich in zwei Wochen nicht zurück bin, dann verständige Colonel Soto. Sag ihm, dass er diese und die anderen Kisten wie vereinbart per Luftfracht ans Museum schicken soll. Er wird dir auch dein Geld auszahlen.«

Carlos sah ihn an. »Ich verstehe nicht, Señor«, sagte er. »Wollen Sie denn allein hierbleiben?«

Whittlesey lächelte, zündete sich eine weitere Zigarette an und fuhr mit dem Töten der Zecken fort. »Jemand muss die Kiste zurückbringen. Wenn du dich beeilst, müsstest du Maxwell eigentlich noch vor dem Fluss einholen können. Ich möchte noch ein paar Tage weiter nach Crocker suchen.«

Carlos schlug sich aufs Knie. »*Es loco!* Ich kann Sie nicht allein lassen. *Si te dejas atras, te moriras.* Sie werden hier im Urwald sterben, Señor, und die Brüllaffen werden mit Ihren Knochen spielen. Wir müssen zusammen zurückgehen, das ist am besten.«

Whittlesey schüttelte ungeduldig den Kopf. »Gib mir das Jod und das Chinin und das getrocknete Rindfleisch aus deinem Sack«, sagte er, während er sich seine schmutzige Socke wieder anzog und den Stiefel zuschnürte.

Carlos packte inzwischen, immer noch protestierend, aus. Whittlesey schenkte ihm keine Beachtung, kratzte gedankenverloren an den Insektenstichen an seinem Nacken herum und startete hinauf zum Cerro Gordo.

»Maxwell wird sich wundern, Señor. Er wird denken, ich hätte Sie im Stich gelassen. Das wäre sehr schlecht für

mich«, sagte Carlos nervös, während er die gewünschten Dinge in Whittleseys Rucksack verstaute. »Die Cabouri-Fliegen werden Sie bei lebendigem Leib auffressen«, fuhr er fort, ging zu der Kiste und verschloss sie wieder. »Sie werden wieder Malaria bekommen und dieses Mal werden Sie daran sterben. Ich bleibe bei Ihnen.« Whittlesey betrachtete den schneeweißen Haarschopf, der teilweise an Carlos' schweißnasser Stirn klebte. Noch gestern, bevor Carlos in die Hütte geblickt hatte, war dieses Haar tief-schwarz gewesen. Als Carlos Whittleseys Blick bemerkte, schlug er die Augen nieder.

Whittlesey stand auf. »Adios«, sagte er und verschwand im Urwald.

Am späten Nachmittag bemerkte Whittlesey, dass die dichten, tief liegenden Wolken um den Cerro Gordo wieder da waren. Die letzten paar Meilen war er einem Weg ungewisser Herkunft gefolgt, der als ein schmaler Trampelpfad durchs Unterholz führte, aber sicher durch die Fiebersümpfe am Fuße des *Tepui*, des feuchten, dschungelüberzogenen Plateaus, auf das er jetzt zusteuerte. Es musste ein von Menschen angelegter Pfad sein, dachte Whittlesey, denn er führte irgendwie logisch auf irgendein noch verborgenes Ziel zu. Tierpfade verliefen oft kreuz und quer, mal in diese oder jene Richtung. Außerdem kam Whittlesey auf diesem Pfad einer steilen Schlucht in der Wand des *Tepui* immer näher. Diesen Weg musste Crocker genommen haben.

Whittlesey blieb stehen und nahm unwillkürlich seinen Talisman in die Hand – ein Amulett aus zwei gekreuzten

Pfeilen, der eine golden, der andere silbern, das er schon seit seiner Kindheit um den Hals trug. Whittlesey und seine Leute hatten seit mehreren Tagen keine menschliche Behausung mehr gesehen, außer einer lange verlassenen Ansiedlung von Wurzelsammlern – und dann die Hütte, natürlich. Nur die Kothoga konnten also diesen Pfad angelegt haben.

Als Whittlesey sich dem Plateau näherte, konnte er erkennen, dass ein paar Rinnsale an dessen steilen Flanken herabflossen. Diese Nacht würde er hier unten biwakieren und dann am Morgen die gut tausend Höhenmeter in Angriff nehmen. Der Anstieg würde steil, schlammig und möglicherweise gefährlich werden. Und wenn Whittlesey dabei auf die Kothoga stieß – nun, dann saß er ganz schön in der Falle.

Aber er hatte eigentlich keinen Grund zu der Annahme, dass der Stamm der Kothoga nicht friedlich sein sollte. Schließlich war es Mbwun, eine rätselhafte Kreatur, der die einheimischen Mythen alles Böse und Mörderische zuschrieben. Angeblich war er ein seltsames Lebewesen, das von den Kothoga unter Kontrolle gehalten wurde und das noch nie ein Außenstehender zu Gesicht bekommen hatte. *Sollte es diesen Mbwun am Ende wirklich geben?*, fragte sich Whittlesey. Ein kleiner Rest einer unbekanntes Tierart konnte vielleicht wirklich in diesem riesigen Regenwald über Jahrmillionen hinweg überlebt haben; schließlich war dieses Gebiet von den Biologen praktisch unerforscht. Nicht zum ersten Mal wünschte sich Whittlesey, dass Crocker ihm nicht seinen Revolver weggenommen hätte.

Am wichtigsten war es jetzt für Whittlesey, dass er zuerst einmal Crocker fand. Danach erst konnte er sich auf die Suche nach den Kothoga machen und beweisen, dass sie nicht, wie allgemein behauptet wurde, seit Hunderten von Jahren ausgestorben waren. Er würde berühmt werden – der Entdecker eines uralten Volkes, das tief im Amazonasbecken in einer Art Steinzeitidylle auf einem Plateau hoch über dem Dschungel lebte. Irgendwie erinnerte das an Conan Doyles Roman *Die vergessene Welt*.

Es gab keinen Grund, die Kothoga zu fürchten. *Bis auf diese Hütte ...*

Auf einmal drang ein scharfer, ekelerregender Geruch in seine Nase und Whittlesey blieb stehen. Es gab keinen Zweifel – da musste ein totes Tier liegen, und zwar ein ziemlich großes. Nach etwa einem Dutzend weiterer Schritte wurde der Geruch intensiver. Vor Erwartung schlug Whittleseys Herz jetzt rascher: Vielleicht hatten die Kothoga in der Nähe ein Tier erlegt. Möglicherweise war an der Stelle noch etwas zu finden, Werkzeuge oder vielleicht sogar irgendwelche Kultgegenstände.

Langsam pirschte sich Whittlesey an. Der süßliche, widerwärtige Geruch wurde stärker. Durch eine Lücke im Blätterdach drang etwas Tageslicht, ein untrügliches Zeichen dafür, dass sich in der Nähe eine Lichtung befinden musste. Whittlesey blieb stehen und zog die Riemen seines Rucksacks stramm. Für den Fall, dass er fliehen musste, sollte ihn sein Gepäck so wenig wie möglich behindern.

Der schmale, vom Unterholz gesäumte Pfad lief jetzt flach dahin und gab nach einer überraschenden Biegung den Blick auf eine kleine Lichtung frei. Dort, an der ge-

genüberliegenden Seite, lag das tote Tier unter einem Baum, in dessen Stamm jemand eine rituelle Spirale geritzt hatte. Auf dem ausgeweideten, fettig-braun schimmernenden Brustkasten des Kadavers lag ein Büschel hellgrüner Papageienfedern.

Erst als Whittlesey sich dem toten Tier weiter genähert hatte, bemerkte er, dass es in einem kakifarbenen Hemd steckte.

Eine dichte Wolke von Fliegen summt und brummt über dem offenen Brustkasten. Nun sah Whittlesey, dass ein einzelner, abgetrennter Arm mit einem faserigen Seil an den Stamm des Baumes gebunden war. Die Handfläche war aufgerissen. Um die Leiche herum lagen mehrere leere Patronenhülsen. Und dann entdeckte Whittlesey den Kopf. Er lag, mit dem Gesicht nach oben, unter der Achsel der Leiche. Der Hinterkopf war nicht mehr vorhanden und die Augen, die über aufgedunsenen Wangen ins Leere starrten, waren von einem trüben Film überzogen. Whittlesey hatte Crocker gefunden.

Instinktiv zog er sich zurück, und während er noch rückwärts stolperte, sah er, dass scharfe Krallen Crocker mit obszöner, unmenschlich erscheinender Kraft zerschunden hatten. Es sah so aus, als wäre die Leichenstarre bereits eingetreten. Vielleicht – wenn Gott Whittlesey gnädig war – waren die Kothoga bereits wieder fort.

Wenn es überhaupt die Kothoga gewesen waren, die das getan hatten.

Dann bemerkte Whittlesey, dass der Regenwald, der normalerweise von lebhaften Geräuschen widerhallte, totenstill war. Whittlesey schreckte zusammen, drehte sich

um und blickte in den Dschungel. Etwas bewegte sich in den hohen Büschen am Rande der Lichtung und zwei kleine Augen, die die Farbe von flüssigem Feuer hatten, nahmen hinter den Blättern Gestalt an. Whittlesey schluchzte unwillkürlich auf und fuhr sich fluchend mit dem Ärmel übers Gesicht. Als er noch einmal hinsah, waren die Augen verschwunden.

Er hatte keine Zeit zu verlieren, er musste den Weg zurück, musste diesen Ort verlassen, koste es, was es wolle. Der Dschungelpfad lag direkt vor ihm. Er brauchte ihn bloß entlangzulaufen.

Dann sah er etwas auf dem Boden, was ihm vorher nicht aufgefallen war, und er hörte, wie etwas Massives, das aber auf eine fürchterliche Weise geschmeidig wirkte, direkt durch das Unterholz auf ihn zukam.

Belém, Brasilien, Juli 1987

Dieses Mal war sich Ven ziemlich sicher, dass ihm der Vorarbeiter auf die Schliche gekommen war.

Während er sich in den Schatten zwischen den Lagerhallen herumdrückte, sah Ven sich um. Sanfter Regen verwischte die massigen Silhouetten der am Kai festgemachten Frachtschiffe und ließ die Lampen des Docks auf Stecknadelkopfgröße zusammenschrumpfen. Wo die Tropfen auf die heißen Decksplanken der Schiffe trafen, stiegen leichter Dampf und ein schwacher Geruch nach Kreosot auf. Hinter sich hörte Ven die nächtlichen Geräusche des Hafens: das abgehackte Bellen eines Hundes, leises Gelächter, durchsetzt mit ein paar portugiesischen Worten und Calypso-Musik aus den direkt am Wasser gelegenen Bars an der Avenida Antonio Machado.

Bisher war alles so gut gelaufen. Als Miami für ihn zu heiß geworden war, war er auf dem langen Weg über Kolumbien, Venezuela und Französisch-Guyana in diesen schwach frequentierten Hafen gekommen, den lediglich kleine Küstenfrachter anliefen. An den Docks wurden fast immer Schauerleute gebraucht und Ven hatte schon früher Schiffe be- und entladen. Als er seinen Namen mit Ven Stevens angab, fragte niemand nach. Sie hätten sowieso nicht geglaubt, dass jemand mit Vornamen Stevenson hieß.

Hier gab es alles, was er brauchte. In Miami hatte er viel Zeit gehabt, um seine Instinkte zu schärfen, und das machte sich hier bezahlt. Absichtlich sprach er holperiges Portugiesisch mit vielen Fehlern und studierte dabei die Augen seiner Gesprächspartner, sodass er sie besser einschätzen konnte. Und so hatte er Ricon gefunden, den zweiten Assistenten des Hafenmeisters, den er für seine Arbeit unbedingt benötigte.

Wenn wieder mal eine Lieferung den Fluss herunterkam, wurde Ven benachrichtigt. Normalerweise nannte man ihm zwei Namen: den des ankommenden und den des auslaufenden Schiffes. Ven wusste immer, wonach er suchen musste, denn die Kisten sahen immer gleich aus. Er kümmerte sich darum, dass sie sicher von Bord kamen und in einer Lagerhalle verstaut wurden. Dann musste er nur noch dafür sorgen, dass sie die letzten Frachtstücke waren, die auf ein bestimmtes, in die Vereinigten Staaten fahrendes Schiff verladen wurden.

Ven, der ein von Natur aus vorsichtiger Mensch war, hatte immer ein waches Auge auf den Vorarbeiter. Ein, zwei Mal hatte er anfangs das unbestimmte Gefühl gehabt, der Vorarbeiter hätte Verdacht geschöpft, und in seinem Kopf war ein Alarm losgegangen. Aber dann hatte Ven sich gleich wieder beruhigt und nach ein paar Wochen hatte die Alarmglocke nicht mehr geschrillt.

Er sah auf seine Uhr. Es war elf Uhr abends. Er hörte, wie um die Ecke eine Tür geöffnet und wieder geschlossen wurde. Ven presste sich eng an die Wand. Er hörte schwere, polternde Schritte auf hölzernen Planken, dann sah er im Licht einer Straßenlaterne die Gestalt des Vor-

arbeiters vorbeigehen. Als die Schritte leiser wurden, lugte Ven um die Ecke. Das Büro war dunkel und verlassen wie immer um diese Zeit. Er blickte sich noch einmal um, dann drückte er sich um die Mauerecke und ging aufs Dock zu.

Bei jedem Schritt klatschte ein leerer Rucksack feucht gegen seinen Rücken. Im Gehen griff Ven in die Hosentasche, holte einen Schlüssel heraus und hielt ihn fest in der Hand. Dieser Schlüssel war seine Lebensversicherung. Bereits zwei Tage nach Beginn seiner Arbeit hier auf dem Dock hatte er sich einen Abdruck davon gemacht.

Ven ging an einem kleinen, am Kai liegenden Frachter vorbei, von dessen schweren Tauern schwarzes Wasser auf die verrosteten Poller tropfte. Das Schiff schien verlassen, nicht einmal eine Hafenwache befand sich an Deck. Ven verlangsamte seine Schritte. Direkt vor ihm, am Ende des Hauptpiers, befand sich die Tür der Lagerhalle. Ven warf einen raschen Blick über seine Schulter. Dann schloss er schnell die Metalltür auf und schlüpfte in die Halle.

Nachdem er die Tür leise wieder zugezogen hatte, wartete er, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Die Hälfte war geschafft. Jetzt musste er nur hier drin fertig werden und dann die Halle wieder verlassen.

Und zwar so schnell wie möglich. In letzter Zeit nämlich war Ricon immer gieriger geworden, denn die Cruzeiros rannen ihm wie Wasser durch die Finger. Das letzte Mal hatte er im Spaß an der Höhe seines Anteils herumgenörgelt und heute Vormittag hatte Ven beobachtet, wie Ricon

und der Vorarbeiter miteinander ein paar leise Worte gewechselt hatten. Dabei hatte der Vorarbeiter herüber zu Ven geblickt. Und dem sagte nun sein Instinkt, dass es Zeit war, von hier zu verschwinden.

Das Innere der dunklen Lagerhalle war eine verschwommene Landschaft aus Frachtcontainern und Packkisten. Ven konnte es nicht riskieren, eine Taschenlampe zu benutzen, aber er brauchte auch keine. Er kannte sich hier so gut aus, dass er auch im Schlaf seinen Weg gefunden hätte. Vorsichtig suchte er sich zwischen Bergen von Frachtgut seinen Weg.

Schließlich blieb er vor einem Stapel abgewetzter Kisten in einer Ecke der großen Halle stehen. Es waren eine kleine und sechs große Kisten, von denen auf einige mit Schablone die Buchstaben MNH NEW YORK geschrieben waren.

Schon vor Monaten, als Ven sich nach diesen Kisten erkundigt hatte, hatte der Lehrling des Hafensmeisters erzählt, was es mit ihnen auf sich hatte. Sie waren im vergangenen Herbst von Pôrto de Mós den Fluss herabgekommen. Eigentlich hätten sie per Luftfracht an ein Museum in New York gehen sollen, aber dann war irgendetwas mit den Leuten, die diese Vereinbarung getroffen hatten, geschehen – der Lehrling wusste nicht genau, was. Jedenfalls waren die Frachtkosten nicht rechtzeitig bezahlt worden und in dem komplizierten Wirrwarr der hiesigen Zollbestimmungen waren die Kisten irgendwann einmal einfach vergessen worden.

Ven allerdings vergaß die Kisten nicht, denn hinter ihnen war genügend Platz, um seine Lieferungen so lange

zu verstecken, bis der auslaufende Frachter, den man ihm genannt hatte, beladen wurde. Durch ein zerbrochenes Fenster hoch oben in der Wand drang die warme Nachtbrise herein und strich Ven über die schweißbeperrlte Stirn. Er lächelte in der Dunkelheit. Erst vor einer Woche hatte er erfahren, dass die Kisten demnächst schließlich doch in die USA geschickt werden würden. Sollten sie ruhig, denn er war dann bestimmt schon längst nicht mehr hier.

Er brauchte nur noch seinen Schatz hier zu heben, der diesmal lediglich aus einer einzigen, kleinen Kiste bestand, deren Inhalt gut in seinen Rucksack passte. Ven wusste genau, wo die Abnehmer waren und wie er das Zeug verkaufen musste. Bald würde er damit die dicke Kohle machen – und zwar sehr weit weg von hier.

Als Ven sich gerade hinter die großen Kisten zwängen wollte, blieb er abrupt stehen. Da war ein seltsamer Geruch, irgendwie erdig, ziegenartig, verrottet. Durch diesen Hafen gingen ja weiß Gott merkwürdige Frachtstücke, aber bisher hatte keines davon derartig fürchterlich gerochen.

In Vens Kopf schrillte eine ganze Serie von Alarmglocken los, aber er konnte nichts entdecken, was ihm falsch oder ungewöhnlich vorgekommen wäre. Und so zwängte er sich schließlich doch zwischen die Kisten für das Museum und die Hallenwand.

Hinter den Kisten blieb Ven stehen. Irgendetwas stimmte hier nicht, stimmte absolut nicht.

Er hörte, mehr als dass er sah, wie sich etwas in dem engen Raum bewegte. Der ekelhafte, verrottete Gestank kam

auf ihn zu und hüllte ihn bald vollständig ein. Plötzlich wurde er mit unglaublicher Kraft gegen die Wand geschleudert. Ein flammender Schmerz raste ihm durch Brust und Bauch. Ven öffnete den Mund, um zu schreien, aber in seiner Kehle brodelte ein heißer Schmerz, der ihm gleich darauf wie ein greller Blitz durch den Schädel schoss. Danach war alles dunkel.

TEIL EINS

Museum des Grauens

New York, heute

Juan sah ruhig zu, wie der rothaarige Junge auf das Podest kletterte, seinen jüngeren Bruder einen Feigling nannte und nach dem Fuß des Elefanten griff. Erst als der Junge mit der Hand das Ausstellungsstück berührte, trat Juan vor.

»Hey!«, rief er und trabte auf den Jungen zu. »Elefanten berühren verboten!« Der Bub erschrak und zog die Hand zurück; er war in einem Alter, in dem man noch Respekt vor Uniformen hat. Jugendliche von fünfzehn, sechzehn Jahren zeigten Juan auch schon mal den schlimmen Finger. Sie wussten, dass er nur ein Museumswärter war. Was für ein lausiger Job. Hoffentlich würde er eines Tages doch noch die Aufnahmeprüfung für die Polizeischule schaffen.

Misstrauisch sah Juan zu, wie der rothaarige Junge und sein kleiner Bruder in der abgedunkelten Halle weiter zu den Schaukästen gingen, in denen die ausgestopften Löwen zu sehen waren. Als sie dabei an den Schimpansen vorbeikamen, spielte sich der Bub vor seinem Bruder auf, indem er johlende Schreie ausstieß und sich unter den Armen kratzte. Wo, zum Teufel, waren bloß die Eltern?

Dann zog Billy, der Rotschopf, seinen kleinen Bruder in einen Raum mit afrikanischen Gegenständen. Aus einem Schaukasten grinste sie eine Reihe von hölzernen Masken

mit flachen, geschnitzten Zähnen an. »Toll!«, staunte Billys Brüderchen.

»Das ist doch *doof*«, sagte Billy. »Komm, lass uns zu den Dinosauriern gehen.«

»Wo ist Mommy?«, fragte der Kleine und sah sich um.

»Ah, die hat sich verlaufen«, sagte Billy. »Jetzt komm schon.«

Sie gingen los durch einen großen, hallenden Raum voller Totempfähle. Am anderen Ende hielt gerade eine Frau, die die letzte Gruppe des Tages durch das Museum führte, ein rotes Fähnchen hoch und sagte etwas mit schriller Stimme. Billys kleiner Bruder fand, dass die Halle irgendwie unheimlich nach Rauch und alten Baumwurzeln roch. Als die Gruppe um die Ecke verschwand, war es wieder still.

Als sie das letzte Mal hier gewesen waren, erinnerte sich Billy, hatten sie den größten Brontosaurus der Welt und einen Tyrannosaurus gesehen. Zumindest glaubte er, dass er so geheißen hatte. Die Zähne dieses Tyrannosaurus mussten drei Meter lang gewesen sein. Er war das tollste Ding gewesen, das Billy bisher in seinem ganzen Leben gesehen hatte. Aber an die Totempfähle konnte er sich nicht mehr erinnern. Vielleicht waren die Dinosaurier in der nächsten Halle. Aber die war leider bloß die langweilige »Halle Asiatischer Völker«, voller Jade- und Elfenbeinschmuck, Seide und Bronzestatuen.

»Da, schau, was du angerichtet hast«, sagte Billy.

»Was denn?«

»Du bist schuld, dass ich mich verlaufen habe«, antwortete Billy. »Mommy ist bestimmt furchtbar böse«, sagte der

kleine Junge. Billy schnaubte verächtlich. Sie sollten ihre Eltern erst nach Schließung des Museums auf der großen Treppe am Ausgang treffen. Und die würde er ohne größere Probleme finden.

Sie gingen durch ein paar verstaubte Räume und kamen, nachdem sie eine enge Treppe hinuntergestiegen waren, in einen langen, düsteren Gang. An den Wänden waren bis hinauf zur Decke Tausende von kleinen, ausgestopften Vögeln aufgereiht, aus deren toten Augen weiße Watte hervorschaute. Der menschenleere Korridor roch nach Mottenkugeln.

»Ich weiß schon, wo wir sind«, sagte Billy mit falscher Zuversicht und blickte sich im Dämmerlicht um.

Der Kleine begann leise zu weinen.

»Hör auf!«, sagte Billy. Das Geschniefe verstummte.

Der Gang machte einen scharfen Knick und endete in einer dunklen Sackgasse voller verstaubter, leerer Schaukästen. Es gab keine erkennbaren Ausgänge, nur den Weg zurück in den langen Gang voller toter Vögel. Weit entfernt von den anderen sonntäglichen Museumsbesuchern hallten die Schritte der beiden Kinder hohl von den Wänden des Ganges wider. Eine Wand der kurzen Sackgasse bildete ein Paravent aus Holz und Stoff, der nur auf den ersten Blick wie eine massive Mauer aussah. Billy ließ die Hand seines Bruders los und schob den Paravent ein wenig zur Seite.

»Hier war ich schon einmal«, sagte er deutlich überzeugter. »Jetzt ist es versperrt, aber das letzte Mal war es offen. Ich wette, dass wir direkt unter den Dinosauriern sind. Lass mich mal sehen, ob man da irgendwo nach oben kommt.«

»Du darfst da nicht hinein«, warnte sein kleiner Bruder.

»Hör zu, du Dummkopf, ich gehe jetzt. Und du wartest gefälligst auf mich.« Billy verschwand hinter dem Paravent und ein paar Sekunden später hörte sein Bruder ein Quiet-schen, als würde eine alte Metalltür geöffnet.

»Hey«, hörte er Billys Stimme. »Da ist eine Wendeltreppe. Sie geht zwar nur nach unten, aber das ist echt *cool*. Ich schau mal, wo sie hinführt.«

»Billy! Tu das nicht!«, schrie der Kleine, vernahm aber anstatt einer Antwort nur das Geräusch sich rasch entfernender Schritte.

Der Kleine fing zu heulen an und seine schwache Stimme verlor sich in dem düsteren Gang. Nach ein paar Minuten bekam er einen Schluckauf, zog lautstark den Rotz hoch und setzte sich auf den Boden. Er fing an, an der locker gewordenen Gummikappe seines Turnschuhs herumzuzupfen, und hatte sie bald ganz abgerissen.

Plötzlich blickte er auf. Die Luft in dem stillen Gang schien zu stehen. Die Lichter in den Schaukästen warfen dunkle Schatten auf den Boden. Irgendwo rumpelte und zischte es in der Klimaanlage. Billy war fort. Vielleicht für immer. Der Kleine fing wieder zu weinen an, diesmal lauter.

Vielleicht sollte er Billy einfach nachgehen. Vielleicht war das ja gar nicht so unheimlich, wie er glaubte. Vielleicht war Billy vorausgegangen und hatte die Eltern gefunden, und jetzt warteten sie alle auf ihn, drüben, auf der anderen Seite. Aber er musste sich beeilen. Denn bald wurde das Museum geschlossen.

Er stand auf und schlüpfte hinter den Paravent. Der

Gang ging auf der anderen Seite weiter und war voller staubiger Schaukästen mit fast vergessenen Ausstellungsstücken. Eine alte Metalltür an einer Wand des Ganges stand einen Spalt weit offen. Der Kleine ging darauf zu und spähte hinein. Er sah den obersten Absatz einer nach unten führenden Wendeltreppe. Hier war es noch staubiger als draußen und ein seltsamer Geruch ließ ihn die Nase rümpfen. Er wollte nicht auf diese Stufen treten. Aber Billy war irgendwo da unten.

»Billy!«, rief der Kleine. »Billy, komm wieder rauf. *Bitte!*«

Ein Echo aus dem tiefen Treppenhaus war die einzige Antwort. Das Kind schniefte, dann hielt es sich am Treppengeländer fest und stieg langsam hinab in die Finsternis.